

Eugen Adolf Kraxner

Der Goldgräber vom Pickelbach

Otto Köhlmeier

Ich also bin der Eugen Adolf Kraxner. Jener E. A. Kraxner, der als Goldgräber vom Pikelbach eine – na ja, wie soll ich sagen – eine gewisse Berühmtheit erlangte. Schließlich war es so, dass ich doch einige Tage hindurch in gar vielen Zeitungen und Blättern als wahre Größe, ja als Genie und Tausendsassa dargestellt wurde. Wirklich! Ehrlich! Ohne Schmä! Erinnern Sie sich nicht? Ist noch gar nicht so lange her! Nein? Nun: vielleicht haben Sie damals gerade ihr Abo gekündigt. Was ich durchaus verstehe. Oder Sie befanden sich in eben diesen Wochen auf einer längeren Auslandsreise. Und Sie konnten so die Sache nicht verfolgen. Oder aber Sie haben gerade ... was weiß ich! Aber wie dem auch sei. Jedenfalls sorgte ich damals für einiges Aufsehen, für gewaltige Schlagzeilen. Da hieß es zum Beispiel: „Raffinierter Kerl führt ganzes Dorf an der Nase herum!“. Oder: „Heutiger Münchhausen stellt seinen Herkunftsort bloß!“. Oder: „Sandler rächt sich an seiner Heimatgemeinde!“. Natürlich habe ich mich gegen den Begriff „Sandler“ gewehrt. Und wie. Schließlich hat man seine Herkunft, seine Abstammung. Und seine Ehr. Doch der Reihe nach. Und ganz von Anfang an.

Nun denn. Geboren wurde ich neunzehnhundertvierundvierzig. Also im Jahre elf der damaligen Zeitrechnung, der Ära des tausendjährigen Reiches. Oder aber im vorletzten Jahr der Befreiung vor diesem. Die Interpretation überlass ich dem Leser, je nach Haltung, nach Standpunkt. Jedenfalls kam ich als unehelicher, dafür aber rein arischer Sohn der Wilhelmine Kraxner auf die Welt. An meiner rein arischen Abstammung ist deshalb nicht zu zweifeln, weil der Stammbaum meiner Mutter, also der Wilhelmine Kraxner, ziemlich weit zurückverfolgt werden kann. Und mit ziemlich weit meine ich: sehr weit. Meine Ahnen mütterlicherseits waren zwar immer schon einfache Leute, Dienstboten, Gesinde, Leibeigene, aber sie standen schon immer auf der richtigen Seite. Auf der Seite der Herren und Brotgeber, auf der Seite der Mächtigen dieser Erde. Wie es sich eben für wahre Arier gehört. Ob siebzehnneunundachtzig, als in Frankreich der Pöbel tobte; ob die ganze erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, inklusive dem Achtundvierzigerjahr, als es auch bei uns ganz schön krachte; ob der Kaiser zur Schlacht gegen die Serben rief oder des Kaisers getreue Diener neunzehnachtzehn um Ruhe und Ordnung baten ... Wir, die Kraxners, wir wussten stets, wo wir hingehörten. Erst recht natürlich im Vierunddreißigerjahr. Und noch natürlicher im Jahre achtunddreißig. Aber Schwamm drüber!

Wer genau mein Vater ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber nach ausführlichen Gesprächen mit meiner Mutter, der Frau Wilhelmine Kraxner, und regen Nachforschungen, die ich jahrelang selbst betrieb, bin ich sicher, dass es einer von den folgenden fünf ist. Oder besser: war. Denn Gott sei ihnen selig! Und gnädig! Also: entweder der Metzger Hubert Thaler. Oder der Schlossermeister Klaus Heinrich Schwarz. Oder der Maurergehilfe Eduard

Leopold. Oder der Kaufmann, Brennstoffhändler und Transportunternehmer Josef Scheibelhofer. Oder aber der Ökonomierat und Großgrundbesitzer Franz Xaver Mayer. Wobei ich persönlich zu Letzterem neige. War doch meine Mutter, die erwähnte Wilhelmine Kraxner, die Jahre vor meiner Geburt – und auch noch einige Monate danach – am Hofe dieses F. X. Mayer als Dienstmagd beschäftigt. Und ist doch eine gewisse Ähnlichkeit meiner Nase mit der des inzwischen verstorbenen Ökonomierates unverkennbar. Wie mir selbst vom Pfarrer des Dorfes dereinst bei einer fröhlichen Sauferei im „Ochs“ bestätigt wurde.

Die Stammbäume all meiner fünf in Frage kommenden Väter habe ich sorgfältig prüfen lassen. Und ich versichere ihnen, dass die arische Herkunft der fünf einwandfrei festgestellt wurde. Ob Metzger oder Maurer, ob Schlossermeister, Kaufmann oder Landwirt: meine fünf Väter haben alle eine äußerst reine und saubere Vergangenheit. Was den Metzger Hubert Thaler anbelangt, so kann ich ihnen – nicht ohne Stolz – sogar verraten, dass einer seiner Ahnen Knappe beim ruhmreichen Ritter Siegesmund vom Berge war. Und den Spitznamen „Bertl, der Dicke“ trug. Zu diesem dicken Bertl hatte der ruhmreiche Siegi derart großes Vertrauen, dass er ihn zum Bewacher und Beschützer der Vorratskammer machte. Ob Bertl, der dicke – der Vorfahr meines möglichen Vaters Hubert Thaler – schon vor seiner Fettleibigkeit Kämmerer wurde oder ob er das große Vertrauen seines Herren und Gebieters missbrauchte und so erst sein Gewicht ansetzte, war aus den mir zugänglichen Unterlagen nicht zu erfahren. Ist aber auch wurscht.

Meine rein arische Abstammung ist deshalb von solcher Wichtigkeit, weil sie einerseits einfach wichtig ist. Sie wissen das ja sicher selbst. Denn wie weit, das heißt, wie wenig weit man ohne arische Abstammung kommt, das haben in den letzten Jahren unzählige Beispiele bewiesen. Auf meine arische Abstammung möchte ich aber auch deshalb so heftig verweisen, damit nach meiner Goldgräbergeschichte keiner auf die Idee kommt, mich in den falschen Topf zu werfen. Damit keiner dann daher gerannt kommt und behauptet, ich sei auch so einer. Sie wissen schon: Nichtdeutscher, Undeutscher, Antigermane, Ausländer, Bolschewik, Moslem, Jud. Dass dem nicht so ist, dafür müsste allein schon mein zweiter Vorname Garant sein. Denn welcher Nichtarier nannte sein Kind damals schon Adolf. Es sei denn: zur Tarnung. Dann aber müsste ich ja sooo eine Nase haben. Und keinesfalls eine wie der Franz Xaver Mayer. Und beschnitten müsste ich auch sein. Und das bin ich nun wirklich nicht. Wie? Sie wollen das sehen? Sie wollen sich ihr eigenes Bild machen, um sicher zu sein? Bitte! Hier. Sehen Sie. Nichts. Gar nichts. Alles da. Wie es sich für einen Arier gehört. Das? Das, das ist ein Muttermal. Ein Muttermal im wahrsten Sinne des Wortes. Denn die schon des öfteren erwähnte Wilhelmine Kraxner, ihres Zeichens meine Mama, hatte an eben dieser

Stelle haargenau dieselbe Erscheinung. Woher ich das weiß? Naja, von unserem Pfarrer. Der sagte, als er uns wieder mal besuchte – und er besuchte uns, wie es sich für einen verantwortungsbewussten Seelsorger gehört, recht oft – als er uns also wieder mal besuchte und ich nackt durchs Zimmer krabbelte, da sagte er zu meiner Mutter: „Ein süßer Kerl, der Adolf. Und seinen Keuschheitsfleck hat er an genau derselben Stelle wie du, Wilhelmine!“.

Wie gesagt: meine Mutter war Dienstmagd am Hofe des Ökonomierates Franz Xaver Mayer. Sie hatte dort ihre Arbeit. Und auch ihre Kammer. In der sie allabendlich von meinen fünf Vätern besucht wurde. Im Sommer, wenn sie, meine Mutter, lange auf dem Felde zu arbeiten hatte, später. Im Winter entsprechend früher. Meist standen die fünf vor der Kammertür Schlange. Das heißt: eigentlich waren es nur vier, die Schlange standen. Denn der Herr Ökonomierat hatte, als Hausherr, so was wie ein Vorrecht. Er durfte immer als erster zu meiner Mutter. Und wann immer er gerade Lust dazu hatte. Schließlich war er ja auch ihr Dienstgeber, ihr Brotherr. Die anderen, die restlichen vier, knobelten sich in der Regel die weitere Besucherreihenfolge aus. Weil der Fleischer ein schlechter Spieler war, mit fetten, ungelinken Fingern, war er meist der Letzte, der rein durfte, in die Kammer meiner Mutter. Nur wenn er besoffen war, dann ließen ihm die anderen den Vorrang. Schließlich war er der Kräftigste und Stärkste der vier. Und konnte – vor allem wenn er was getrunken hatte – fürchterlich jähzornig werden.

Einmal im Monat hing meine Mutter für einige Tage ein rotes Tuch an die Türschnalle ihrer Kammer. Das hieß: ich hab meine Regel und empfangt euch nicht! Denn meine Mutter war der Meinung, dass sich Herrenbesuch während ihrer Regel nicht schicke. Und meine Mutter war eine standhafte Frau mit Prinzipien. Die meisten meiner Väter dachten wohl ebenso wie meine Mutter und hielten sich an die überlieferte Weisheit von „in der Regel nie“. Einzig der Fleischer, dem die Regel wurscht war und der trotz des roten Tuches in die Kammer kam.

Meine fünf Väter waren alle, bis auf den Maurergehilfen Eduard Leopold, verheiratet und führten ein, wie es so schön heißt, harmonisches Familienleben. Die Harmonie sah derart aus, dass sie, die Männer, sich ihre Vergnügungen nahmen, wo sie sie nur kriegen konnten. Während die Frauen still schwiegen und, gemeinsam mit den Kindern, Zuhause feste arbeiteten.

Die Frau von Vater Mayer war, soweit ich mich erinnern kann, klein, rund und dick. Sehr dick. „Wer fest arbeitet, der muss auch fest essen“, war einer ihrer Grundsätze. Und sie arbeitete wirklich viel und fest. Bald breiter denn hoch, rollte sie mehr, als dass sie ging. Dafür aber war sie eine sehr tolerante Frau, die Frau Mayer. Ohne Groll und Aufbegehren

nahm sie sie hin, die täglichen Gänge ihres Gatten in die Kammer meiner Mutter. Vielleicht dachte sie sich, dass er, der Herr Ökonomierat, mit ihr, der Dienstmagd Wilhelmine Kraxner, geschäftlich was zu besprechen hab. Oder sie sagte sich vielleicht einfach, dass es gescheiter sei und billiger komme, wenn der Franz Xaver seinen Spaß daheim habe. Und dazu nicht extra in die Stadt reinzufahren brauche. Wo er sich möglicherweise auch noch was auflesen könnte. Bei dem sittlosen und frevelhaften Treiben in den Ballungszentren, wie's vom Herrn Pfarrer Sonntag für Sonntag von der Kanzel runter gepredigt und angeklagt wurde. Jedenfalls duldete sie, die Frau Mayer – liebend, wie sich's für eine ordentliche Gattin ziemt (auch das waren Worte des Herrn Pfarrer) – all die Wege und Irrwege ihres Herrn. Und erst als ich kam und meine Nase immer ähnlicher der des Herrn Ökonomierates wurde, war's vorbei mit ihrer Toleranz. Und damit mit unserer Herrlichkeit. Möglicherweise war sie einfach überrascht, die Frau Mayer, weil sie ihrem Gatten alle möglichen Kräfte, aber keinesfalls Zeugungskräfte zugetraut hatte. Schließlich blieb ihre Ehe kinderlos. Vielleicht auch war sie plötzlich deshalb so intolerant, weil ihr damals erst bewusst wurde, dass es doch keine geschäftlichen Beziehungen waren. Ich weiß es nicht. Auf alle Fälle musste meine Mutter, kaum dass ich ein halbes Jahr alt war, mit Sack und Pack vom Mayer-Hof. Aber bis dahin ging's uns blendend.

Die Gattinnen vom Fleischer und vom Schlossermeister hatten ebenfalls nichts gegen die unzähligen, ja fast ständigen Aufenthalte ihrer Ehemänner auf dem Gehöft des Großgrundbesitzers Franz Xaver Mayer. Im Gegenteil: Die Frau Agatha Thaler soll einmal einer Freundin im Vertrauen zugeflüstert haben, dass sie recht froh sei, dass sich der dicke Hubert – so wurde der Metzger Thaler ob seiner Leibesfülle und ob seines Stammbaumes im Dorf genannt – dass sich also der dicke Hubert nun nicht mehr Abend für Abend auf sie stürze wie der Stier auf die Kuh. Und dass da nun eine andere sei, die sich geopfert habe, das Gewicht seiner hundertsechzig Kilo zu ertragen.

Einzig die Frau Scheibelhofer, die Gattin des Kaufmannes, Brennstoffhändlers und Transportunternehmers – ein Weib, das kaum fünfzig Kilo wog und das noch kein Mensch im Dorf je lachen sah – einzig sie, die sich eine Zeit lang wehrte und quer legte. „Wenn das die Nachbarn erfahren. Und die Kunden. Jessasna. Bankrott werden wir machen. Zusperren werden wir können“. Weil dem aber nicht so war, ließ sie bald ihre Raunzerei und fügte sich still in ihr Schicksal.

Den Herrn Ökonomierat Mayer störte es keineswegs, dass neben ihm – oder besser: nach ihm – auch andere Herren die Kammer seiner Dienstmagd aufsuchten. Schließlich kam er doch

schon in die Jahre, während meine Mutter noch jung und ungestüm. Auch musste er so beim Lohn kaum was zulegen, wenn da vier andere ebenfalls ihr Schärflin beitrugen.

Zwar war es nicht so, dass meine Mutter ob ihrer Dienste den fünf Herren gegenüber reich wurde. Aber es fiel doch hin und wieder ein Extrastück ab. Der Metzger brachte ab und zu eine Stange Wurst mit. Der Maurergehilfe Zigaretten. Der Kaufmann Wein und Schnaps. Und der Schlossermeister Käse. Komisch, werden Sie jetzt sicher sagen, warum brachte gerade der Schlossermeister Käse mit. Nun, ich weiß es auch nicht. Tja. Und die Besuche des alternden Ökonomierates hatten den Vorteil, dass die Kammer meiner Mutter immer gut geheizt war. Nur der, der die Sorgen und Nöte der Mägde und Knechte jener Zeit damals kannte, der wird beurteilen können, wie gut es meiner Mutter, der Dienstmagd Wilhelmine Kraxner, eigentlich ging. Und wie gut sie ausgesehen haben muss. Denn die Kästen in der Kammer füllten sich immer mehr mit den kleinen Köstlichkeiten des Lebens.

Aber, wie gesagt: als ich gerade ein halbes Jahr alt war, war's vorbei mit diesen Herrlichkeiten. Zumindest für's erste. Als wir damals vom Hof des Mayer-Bauern mussten, bot uns – menschlich, wie er nun mal war – der Herr Pfarrer eine vorübergehende Bleibe im Pfarrhaus. Wir erhielten ein großes Zimmer nach hinten raus, Richtung Garten. Es war schöner, heller und viel freundlicher als die Kammer auf dem Mayer-Hof. Und es lag direkt neben dem Zimmer vom Herrn Pfarrer.

Als wir übersiedelten, waren alle meine fünf Väter da, um beim Transport behilflich zu sein. Der Ökonomierat stellte seinen Traktor und einen Anhänger zur Verfügung. Der Kaufmann Scheibelhofer trieb zwei große Kisten auf. Und der Metzger, der Schlosser und der Maurer halfen beim Packen und Aufladen. Als alles auf dem Anhänger verstaut war, nahm der Metzger auf dem Fahrersitz des Traktors Platz, der Ökonomierat links von ihm und meine Mutter – mit mir am Arm – rechts von ihm. Und hinten, auf den Kisten, da saßen der Kaufmann, der Schlosser und der Maurer. Und dann ging's los. Durch's Dorf zum Pfarrhof. Ich erinnere mich, trotz meines zarten Alters damals, als ob's gestern gewesen wär. Vor dem Ochs, dem Gasthof, traf unser Zug auf den Lehrer und den Bürgermeister und den Hauptmann der Feuerwehr. Sie starrten und gafften, als würden sie auf Außerirdische treffen. Meine Mutter lachte und fragte die drei spaßeshalber, ob sie nicht auch mitkommen wollten. Worauf sich diese verschämt umblickten, ob da wohl kein falsches Ohr die Worte der Dienstmagd Wilhelmine Kraxner mitbekommen hab. Als wir beim Kaufmann vorbeikamen, lief die Frau Scheibelhofer aus dem Geschäft und schrie hinter uns Dinge her, die ich nur der Vollständigkeit halber erwähne: Schlampe, Drecksau, Hure! Wem diese Worte gegolten

haben, wusste ich damals natürlich nicht, weil ich sie ja nicht begriff. Erst später, viel später wurden sie mir bewusst. Auf der Höhe des Friedhofes, unmittelbar vor der Einfahrt zum Pfarrhof, standen das Fräulein Tiefenbacher und das Fräulein Oberkogler, zwei zwar noch unverheiratete aber doch schon ältere Damen aus gutem Hause. Der Vater vom Fräulein Tiefenbacher war in den Zwanzigerjahren Lehrer und Leiter der Dorfschule. Und das Fräulein Oberkogler war die einzige Tochter des ehemaligen Manufakturbesitzers. Als die beiden den seltsamen Zug sahen, bekreuzigten sie sich und schlugen den Blick schamhaft und voller Verachtung zu Boden. Und dann wurden die beiden, obwohl sie zuvor die treuesten Anhänger und Verehrer des Pfarrers waren, beinah ein Jahr lang nicht mehr in der Kirche gesehen. „Unser Bethaus ist zum Freudenhaus geworden!“, sollen sie rumerzählt haben.

Unterschriftenlisten sollen sie angelegt und in die Stadt rein, zum Bischof, geschickt haben. Und allen möglichen Dorfbewohnern sollen sie, erfolgreich, vom Besuch der Messe abgeraten haben. Was für den Pfarrer nicht ohne Konsequenzen blieb. Doch darüber später.

Als wir damals beim Pfarrhof eintrafen, staunte der Pfarrer nicht schlecht. Mit solch einer Welle der Hilfsbereitschaft hatte er offensichtlich nicht gerechnet. Zwar duldete er, dass meine fünf Väter beim Abladen und Auspacken zugriffen. Als die fünf dann aber auch noch bleiben und von ihrem allabendlichen Besucherrecht Gebrauch machen wollten, da sprach er ein Machtwort, der Herr Pfarrer. Dass damit jetzt Schluss sei, endgültig, sagte er. Und er meinte damit das, seiner Meinung nach, unkeusche Treiben auf dem Mayer-Hof. Dies, und damit meinte er sein Pfarrhaus, dies sei nämlich ein christliches Heim und kein Sündenpfuhl. Und der Herr Ökonomierat und der Herr Kaufmann und der Herr Metzger und der Herr Schlosser sollten heimkehren, zu ihren angetrauten Weibern und diese glücklich machen. Und der Herr Maurergehilfe Leopold soll sich ebenfalls auf den Weg machen. Und er – der Herr Pfarrer – wolle sich bemühen, die sündige Wilhelmine Kraxner aus ihrer tiefen Schande zu führen, hin zu einem Weg des Lichtes und der Liebe.

Dem Ökonomierat Mayer standen Tränen im Gesicht, als er seiner ehemaligen Dienstmagd „Leb wohl, Minner!“ sagte. Ob die nassen Augen ob der aufrüttelnden Worte des Pfarrers oder ob des Abschiedes, ich wusste es nicht. Auch den anderen Herren fiel es nicht leicht, einfach zu gehen, ohne Hoffnung auf ein Morgen beziehungsweise Abend. Einzig der Maurergehilfe, der lächelte, meine Mutter sogar in den Hintern zwickte und sagte, dass er sie bald hier rausholen würd, samt seinem Sohn. Sie können sich vorstellen, dass ich einen Moment ziemlich blöd aus den Windeln geschaut habe. „Er, der Maurergehilfe, mein Alter?!“ Aber eben nur einen Moment, einen Augenblick. Weil sie gleich darauf auch alle schon weg waren, meine fünf Väter. Weg. Verschwunden. Zumindest für einige Zeit.

Wie ich schon einmal sagte, erzähle ich ihnen dies alles, damit sie mich verstehen. Das heißt: nicht eigentlich mich, sondern meine Seinsweise als Goldgräber vorn Pikelbach. Natürlich weiß ich, dass "Seinsweise" ein fürchterliches, ja geradezu scheußliches Wort ist und nicht nur blöd sondern saublöd klingt. Wer weiß das nicht?! Aber wie – bitteschön – soll ich sonst zu Seinsweise sagen? Können sie mir das sagen? Na, also. Jedenfalls schildere ich ihnen meine Vergangenheit (inklusive der meiner Mutter) nicht, weil ich ihnen damit irgendwie imponieren will, sondern ganz einfach deshalb, damit sie sich in meine Lage versetzen können. Verstehen sie? Nein? Dann kann ich ihnen auch nicht helfen. Auf alle Fälle ...

Auf alle Fälle lebten wir damals, nach unserer Zwangsübersiedelung vom Mayer-Hof ins Pfarr-Haus, zwar wesentlich schöner, geräumiger. Aber auch wesentlich spartanischer, was die Genüsse anbelangte. Klar, werden Sie jetzt sagen: ein Pfarrer kann nicht fünf angesehene, wohlhabende Bürgersleut ersetzen. Und Sie haben Recht. So war es auch. Er bemühte sich zwar, der Herr Pfarrer. Er sorgte immer wieder dafür, dass etwas zu Essen im Hause war. Auch Messwein war da. Aber Überfluss, wie die Zeit zuvor manchmal in der Mayer-Kammer, Überfluss herrschte nun wirklich keiner mehr. Dabei hatte meine Mutter einiges zu leisten. Zwar waren es nicht mehr fünf Herren, denen sie zu gehorchen hatte. Aber die beiden, denen sie nun dienlich war, beanspruchten sie auch ganz schön. So hatte sie Morgen für Morgen dem Herren droben im Himmel einen würdigen Empfang hier auf Erden zu bereiten, indem sie die Kirche auf Hochglanz brachte. Und dann hatte sie Tag für Tag – oft bis spät in die Nacht hinein – dem Herren des Pfarrhauses und der Kirchengemeinde zu dienen, dem sie Frühstück, Mittag- und Abendessen zu bereiten, dem sie Kammer und Kleidung sauber zu halten hatte. Und dem sie Woche für Woche geloben musste, dass sie keinerlei Kontakt mehr zu Männern pflege. Außer eben zu ihm, dem Pfarrer. Und zu ihm, ihrer beider Herr.

Ich glaube, dass es an dieser Stelle höchste Zeit wird, ihnen einiges über das Aussehen, die Erscheinung, das Flair – wenn Sie wissen, was das ist – meiner Mutter zu verraten. Damit Sie in etwa verstehen, weshalb vorerst Tag für Tag der Kaufmann, der Metzger, der Maurergehilfe, der Schlossermeister, der Ökonomierat, der Weiß-Gott-wer-sonst-noch vor ihrer Kammer Schlange standen. Und warum nun der Herr Pfarrer so sehr um das Wohl der Wilhelmine Kraxner bemüht war.

Nun. Meine Mutter war schön, außergewöhnlich schön. Sie hatte etwas an sich, das – und das war es wohl, was den Pfarrer so faszinierte – das an die vielen Darstellungen der jungen Muttergottes, der Madonna erinnerte. Etwas Anmutiges, etwas Heiliges. Nur war ihr Busen stärker, voller, praller. Und ihr Becken etwas breiter, aufregender. Und das war es wohl, was

Männer wie den Kaufmann oder den Ökonomierat – vom Fleischer ganz zu schweigen – an meiner Mutter so schätzten.

Natürlich war meine Mutter nur deshalb so schön, weil sie noch so jung. Sie war gerade neunzehn, als sie mich empfing. Aber das liegt eben in der Natur der Sache, dass Dienstmägde nur zwischen sechzehn und fünfundzwanzig schön, wirklich schön sind: knackig, frisch, ansehnlich. Und damit begehrenswert. Dass dann, ab etwa fünfundzwanzig, sich bereits die Spuren der Arbeit, die Bisse des täglichen Zwanges zu zeigen beginnen. Dass sie dann unansehnlich, alt zu werden beginnen. Und damit nicht mehr begehrenswert. Aber das ist nicht weiter schlimm. Nicht für die Schlossermeister und Großgrundbesitzer, nicht für die Transportunternehmer und Brennstoffhändler. Denn bis dahin, bis die dereinst begehrenswerten Mägde alt werden und zum körperlichen Ausgedinge zählen, bis dahin gibt's schon wieder neue, frische, junge, knackige Dienstmägde. Ansehnlich. So richtig zum reinbeißen. Sechzehnjährig. Siebzehnjährig.

Meine Mutter, die Wilhelmine Kraxner, wusste wohl um das Schicksal der Dienstmägde, um ihren raschen Verfall, ihr schnelles Altern. Und deshalb nahm sie in der kurzen Zeit, die ihr blieb, was sie nur kriegen konnte. Die Wurst vom Fleischer genauso wie den Käse vom Schlossermeister. Und wenn der Pfarrer mit dem Messwein kam, dann sagte sie auch nicht nein. Und offensichtlich störten sie weder die Blicke voller Verachtung noch das höhnische Geschau der besseren Damen des Dorfes. Sie, die Wilhelmine Kraxner, ihres Zeichens meine Mutter, wollte einfach nur überleben. Halbwegs gut. Und offensichtlich auch mich, meines Zeichens ihr Sohn, durchbringen. Nun: wenn das schlimm ist, verachtenswert, sündig, frevelhaft, ein Laster, ein fürchterliches ... dann Gute Nacht!

Im Pfarrhaus wurden die Mahlzeiten immer karger, spärlicher. Und bald schon wurde auf die 9-Uhr-Jause ebenso verzichtet wie auf den Nachmittagstee. Dies hing aber nicht vorrangig mit den schlechten Zeiten damals, die wirklich lausig waren, zusammen. Vielmehr hing es damit zusammen, dass meine Mutter in ihrer Not und Verzweiflung vom Pfarrer aufgenommen und in sein Herz geschlossen wurde. Denn nicht nur das Fräulein Tiefenbacher und das Fräulein Oberkogler stellten – mit Mutters Einzug ins Pfarrhaus – ihre christliche Hilfe und Nächstenliebe ein, die sich zuvor in Form von Schweineschnitzeln und Hühnerkeulen, von Speck und Eiern zeigte. Auch andere Gemeindebewohner, die sich dereinst äußerst liebevoll um das leibliche Wohl der Kirche, also des Herrn Pfarrer sorgten, hielten sich nun zurück mit ihren Opfern und verzichteten damit auf ihren Sündenablass, den sie sich zuvor mit Laiben von Brot und Fässern voller Most erbettelten. „Erst wenn er sich von dieser Schlampe

trennt!“, hieß es. Mit Schlampe, da meinten sie meine Mutter. Und mit trennen, da meinten sie, dass er, der Pfarrer, sie, die Schlampe, aus dem Haus werfen und auf die Straße setzen soll. Samt ihrem Balgen, diesem Kind der Sünde, das Eugen Adolf hieß und ich war.

Zwar ging der Krieg, der glorreiche, rasch und unaufhaltsam seinem Ende zu. Und es wurde lange nicht mehr so viel Zeit für das Vermessen von Schädeln und Nasen aufgewandt als fünf, zehn Jahre zuvor. Und doch bin ich froh, dass meine Mutter damals stets ihren arischen Stammbaum mit sich trug. Denn wer weiß, wo sie, die Dörfler, uns, die Schlampe und mich, hin gesteckt hätten beziehungsweise hin stecken hätten lassen – denn in der Zeit ließ man mehr als dass man selbst tat – wenn sie ihn nicht gehabt hätte, diesen prächtigen, rein arischen Stammbaum. So blieb es nur beim Nahrungsmittelentzug, beim Aushungern. Und beim Schimpfen auf die Schlampe und das sündhafte Treiben im Pfarrhaus. Und beim Nichterscheinen zur Messe. Werktags kamen einzig die sechs (ehelichen) Kinder vom Fleischer Thaler und die drei Buben vom Schlossermeister Schwarz. (Die Ehen vom Kaufmann Scheibelhofer und vom Ökonomierat Mayer blieben – ich glaube, ich habe ihnen das bisher noch nicht gesagt – kinderlos. Wobei ich ehrlich gestehen muss, dass ich über die tatsächlichen Gründe dieser Kinderlosigkeit niemals völlige Klarheit erlangen konnte. War es ... oder doch . . . Aber so spielt halt nun manchmal das Leben. Sella wie? Was soll man machen?). Während also an den Wochentagen einzig die Thaler- und die Schwarzkinder zur Messe erschienen, kamen am Sonntag noch zusätzlich deren Väter. Und natürlich auch die Herren Scheibelhofer, Mayer und Leopold (das ist – zu ihrer Erinnerung – der Maurergehilfe). Ansonsten aber blieben die Bankreihen meist leer. Nur meine Mutter, die war stets da. Gemeinsam mit mir. Unseretwegen kamen sie ja auch, die Herrschaften, meine Väter. Schließlich war – nach unserem Weggang vom Mayer-Hof – die Sonntagsmesse die einzige Chance, die eh‘malige Dienstmagd und jetzige Pfarrersgehilfin Wilhelmine Kraxner in voller Lebens- und Leibesgröße zu sehen.

Anfangs war es ja so, dass – weil die Sonntagsmesse faktisch so was wie eine “geschlossene Veranstaltung“, eine reine Familienfeier war – dass die Männer sich im Verlaufe des Gottesdienstes vom rechten immer weiter rüber ins linke Kirchenschiff drängten. Bis sie gegen Ende der Messe fast Hautkontakt mit meiner Mutter hatten. Aber das unterband der Pfarrer, indem er im Mittelgang einen Stacheldraht aufzog. Schließlich war Krieg.

Aber sie können sich sicherlich vorstellen, dass es für den Pfarrer – trotz dieses “Eisernen Vorhanges“ – gar nicht einfach war, die Messe zu gestalten. Vor einer Schar unruhiger Kinder. Und vor fünf Mannsbildern, die eigentlich nur Augen für meine Mutter hatten. Denn

das Interesse an den Worten des Pfarrers, an seiner Predigt, war gleich null. Da gab es nicht einen Blick, der seine großen Gesten – die dereinst im weiten Umkreis gerühmt wurden – bewunderte. Da gab es nichts. Nur das Starren von fünf geilen Augenpaaren auf den Busen und den Arsch meiner Mutter.

Ins Pfarrhaus selbst wagte sich – nach dem Verbot des Priesters – keiner meiner Väter. Nur der Maurergehilfe Eduard Leopold erschien hin und wieder. Aber nur dann, wenn er den Pfarrer außer Hause wusste. Wenn dieser zum Beispiel seine wöchentliche Religionsstunde in der Schule abzuhalten hatte. In solchen Stunden ließ meine Mutter in unserem Zimmer die alte Holzjalousie im Fenster runter. Wenn die nämlich geschlossen war, die Jalousie, dann hieß das: Pfarrer außer Haus. Und dann wusste der Maurergehilfe Leopold, dass keinerlei Gefahr drohte. Und dass er getrost ins Pfarrhaus kommen konnte.

Weil diese Augenblicke, die Augenblicke der heruntergelassenen Jalousie, dem Maurergehilfen aber offensichtlich zuwenig waren, schuf er von sich aus diese Situation, also die Situation: Pfarrer aus dem Haus. Angefangen hatte es damit, dass er (der Leopold) eines Tages einen Dorfbuben zum Pfarrer schickte, mit der Bitte, diesem mitzuteilen, dass die Höllmoser Kathi schwer krank darnieder liege und nach ihm verlange. Nun muss man wissen, dass die Höllmoser Kathi, ein älteres Weiberl, ihr kleines Anwesen weit weg vom Dorf hatte. Zu Fuß ging man, wenn man halbwegs gut beisammen war, sicherlich an die zwei, drei Stunden. Einfach. Also für einen Weg. So konnte sich der Leopold ausrechnen, dass der Pfarrer, selbst wenn er mit dem Fahrrad losfuhr, dass er wenigstens zwei Stunden ausbleiben würd'. Und dem ward denn auch so. Und weil alles so wunderbar klappte, wurd' ein paar Tage später der Pfarrer zum Schellauf Sepp gerufen, der ganz droben am Berge hauste. Wieder klappte es. Und auch das nächste mal. Und so ging's denn in dieser Tonart feste dahin. Der Pfarrer freute sich, dass man ihn doch nicht ganz vergessen hatte. Und dass sich wenigstens jene seiner erinnerten, die sich etwas weiter weg vom kleinen Dorfgeschehen befanden. Der Maurergehilfe Eduard Leopold freute sich, dass es ihm gelang, den Kontakt zu seiner geliebten Wilhelmine Kraxner wieder herzustellen. Und meine Mutter freute sich über all die Kleinigkeiten, die der Maurergehilfe mitbrachte und die sie zuvor längere Zeit entbehren musste.

Trotz seiner vielen Seelsorgebesuche wurde die Lage des Pfarrers immer trister und hoffnungsloser. Im Dorf selbst kamen wenige nur zur Messe. Niemand war gewillt, für die Kirche zu opfern und zu spenden. Und wo immer er auftauchte (der Pfarrer, der in der Regel zu den angesehensten und beleibtesten, pardon, beliebtesten Bürgern der Dörfer und

Gemeinden zählt), überall also wurd' er gemieden und wie ein Aussätziger behandelt. So war es denn auch kein Wunder, dass er immer öfter in Selbstgespräche verfiel und sich sagte, dass es so nicht weiterginge. "So geht's nicht weiter", das sagten sich auch der Maurergehilfe Eduard Leopold und meine Mutter, die Pfarrersgehilfin Wilhelmine Kraxner. Denn auch sie fühlten sich in ihrer augenblicklichen Situation nicht unbedingt wohl.

Nun wollte es der Zufall, dass genau in jener Zeit die Mutter des Maurergehilfen, die Martha Leopold, schwer erkrankte. "Die Leber ist's" sagte der Arzt. "Kein Wunder", sagte ihr Mann, der Karl Leopold, "bei den Mengen Most!". "Kein Wunder", sagten die Nachbarn, "bei dem Mann!". Jedenfalls lag die arme Martha Leopold schwerkrank darnieder und wartete nur mehr auf das endgültige Aus. Denn Rettung – so sagte der Arzt – Rettung gäb's da keine mehr. Weil der Eduard Leopold ein liebender Sohn war, der sehr an seiner Mutter hing, war er auch sehr um ihr Seelenbefinden besorgt. Und ließ deshalb wenigstens zweimal am Tag den Pfarrer kommen. Und für seine Mutter (und mit ihr) einen Rosenkranz beten. Natürlich kam beim Maurergehilfen zur Mutterliebe auch so was wie die Liebe zur Kraxner Wilhelmine. Denn kaum war der Pfarrer draußen aus dem Pfarrhaus (auf dem Weg zu den Leopolds), war er, der Leopold Eduard, drinnen im Pfarrhaus (bei der Kraxnerin). Nach acht Tagen aber war's vorbei mit diesem ständigen Kommen und Gehen am Pfarrhof, mit diesem Rein, Raus, Rein, Raus. Die Martha Leopold war tot. Endgültig. Da der Maurergehilfe nun eine Menge Dinge zu erledigen hatte – vom Sarg-anfertigen-lassen über die Organisation des Totenmahles bis hin zur Erledigung der Erbschaftsangelegenheiten – musste der Pfarrer in der nächsten Zeit kaum zu einem Kranken- oder Altenbesuch. Was heißt „kaum“. Er musste – um ganz ehrlich zu sein – zu keinem einzigen mehr. Nicht zu einem! Was zur Folge hatte, dass er – der Pfarrer – wieder mehr zu Hause herum hing. Was wiederum mit sich brachte, dass seine Zweifel, seine Ängste und Sorgen, noch mehr sich verstärkten. Immer wieder fragte er sich, ob's wohl richtig war, die Wilhelmine, diese arme, von fünf Männern rücksichtslos missbrauchte Kreatur, zu sich zu nehmen. Doch, sagte er dann, doch, es war richtig. Vor allem dann sagte er es sich, wenn er sie – die Wilhelmine Kraxner – vor sich sah. In ihrer ganzen Leibesfülle. In all ihrer madonnenhaften Schönheit. Aber der Hunger im Pfarrhof fraß immer größere Löcher in die Mägen der Bewohner. Immer mehr griff die Entbehrung, der Verzicht um sich. Und irgendwie wär der Pfarrer doch ganz froh gewesen, wenn der Herr den Kelch an ihm vorüberziehen hätte lassen.

Ich erzählte ihnen vorhin, dass es der Zufall wohl so wollte, dass in der Zeit der größten Probleme und Schwierigkeiten die Mutter des Maurergehilfen Eduard Leopold schwer erkrankte und bald darauf an einer zerfressenen Leber verschied. Ein Zufall war dies aus

folgendem Grund: der alte Leopold, der Vater des Maurergehilfen, war ein Nebenerwerbslandwirt mit einem kleinen Bauernhof. Kaum dass nun seine (des Karl Leopolds) Frau (die Martha Leopold) den letzten Schnaufer tat, nahm er (der Karl Leopold) seinen Sohn (den Maurergehilfen Eduard Leopold) zur Seite und erklärte ihm (dem Maurergehilfen), dass eine Frau ("ein Weib", wie er sagte) auf den Hof gehöre. Und dass er (der Maurergehilfe) sich baldmöglichst umsehen soll. "Alles schon geritzt", sagte der Maurergehilfe. Ohne mit der Wimper zu zucken. Und ohne mit der Wilhelmine Kraxner – die er mit "geritzt" wohl meinte – ohne mit ihr je richtig über Heirat und Hochzeit und so gesprochen zu haben. Einzig beider Übersiedlung vom Mayer- in den Pfarrhof – sie erinnern sich hoffentlich – als er meiner Mutter in den Hintern kniff und ihr zuflüsterte, dass er sie bald rausholen würd'. Aber das nahm damals kein Mensch so recht ernst. Und schon gar nicht die Wilhelmine. Und dass dies schon so bald erfolgen würde, daran dachte überhaupt niemand.

So aber tauchte vier Wochen nach dem Tod der Martha Leopold – nachdem die Erbangelegenheiten alle erledigt waren – der Maurergehilfe Eduard Leopold mit dem väterlichen Leiterwagen, vor den er einen Ochsen gespannt hatte, beim Pfarrhof auf. Der Pfarrer meinte, als er den Leopold und sein Fuhrwerk sah, dass er zu einem Krankenbesuch abgeholt würde. "Endlich wieder", dachte er. Und er wollte seiner Gehilfin, der Wilhelmine Kraxner, eben zurufen, dass sie heute ruhig schon allein zu Bett gehen soll, es könn' bei ihm möglicherweise länger dauern, als der Maurergehilfe losbrüllte: Minna – so nannte er meine Mutter immer schon, solange ich mich erinnern kann (vor allem dann, wenn er seinen Rücken geknetet haben wollte) – Minna, jetzt wird gepackt und dann wird gehochzeitet!

Wenn sie ein Mann sind, ein richtiger Mann, dann können sie sich sicherlich vorstellen, dass der Pfarrer in seiner Ehr tief getroffen war. Na, logisch. Schon wollte er die Faust heben und die Internationale anstimmen, als ... oh, Verzeihung, jetzt bin ich doch glatt im falschen Roman. Sie müssen nämlich wissen, dass ich gleichzeitig noch eine andere Geschichte schreibe. Eine Geschichte, die vom Aufstieg und Fall des Sozialdemokraten Johann ... doch darüber ein ander mal ... Wo bin ich stehen geblieben? ... Wie? ... Achja! ... Also: Der Pfarrer war in seiner Ehre tief getroffen und er wollte eben die Faust heben und sich mit einem "du gemeiner Hund, du" auf den Eduard Leopold stürzen. In diesem Moment aber würd' ihm bewusst, wie sehr er die letzten Wochen und Monate hungerte. Und auf wie viel Köstlichkeiten er zu verzichten hatte. Er dachte an die wunderbare Schokoladetorte vom Fräulein Tiefenbacher. Und an die gebackenen Hühnerbrüstchen vom Fräulein Oberkogler. Und an die in Schnaps gelegten Zwetschken der Frau Bürgermeister. Und so beruhigte er sich

relativ rasch. Und er sagte sich, dass der Leopold ein noch lediger Bursch sei. Und dass bei den Leopolds zwar nicht viel, aber doch ein bisschen was vorhanden sei. Und dass ...

Jedenfalls wurden die zwei Kisten vom Kaufmann Scheibelhofer, die noch immer im Dachboden des Pfarrhofes standen, runtergeholt und es wurde gepackt. Selbst der Pfarrer griff zu. Und es machte sich beinahe so wie eine fröhliche, zufriedene Stimmung breit. Und als zwei Monate später die Hochzeit gefeiert wurde, da kamen nicht nur der Pfarrer und der Lehrer und der Bürgermeister. Auch der Ökonomierat Mayer und der Schlossermeister Schwarz und der Fleischer Thaler und der Kaufmann Scheibelhofer waren anwesend. Man hatte eine Riesengaudi und das Glück schien fast vollkommen. Aber fast ist halt nicht ganz, die Gans ist keine Ente, die Ente ist kein Säugetier, was kann der Autor denn dafür. Jedenfalls ...

Jedenfalls floss bei dieser Hochzeit reichlich Alkohol.

Als die Russen einmarschierten, holten die Dörfler die Fahnen von den Dächern, ersetzten das Hakenkreuz durch Sichel und Hammer und liefen jubelnd und freudeschlotternd ihren neuen Befreiern entgegen. Damit war's um meine Mutter endgültig geschehen. Denn weil die Bolschewiken neben den vielen Freunden, auf die sie im Dorf trafen, auch einen Feind brauchten, an dem man ein Exempel statuieren konnte, einen echten Deutschen, besann man sich des arischen Stammbaumes der Wilhelmine Kraxner. Und führte die Russen zum Pfarrhof.

Der Ökonomierat Mayer, der Metzger Thaler, der Schlossermeister Schwarz, der Kaufmann Scheibelhofer, der Maurergehilfe Leopold: alle waren sie anwesend am Dorfplatz, meine Väter. Aber weder der eine noch der andere muckte auf, als sie meine Mutter mit mir am Arm vorführten, ihr den Schädel rasierten, uns auf ein Pferdefuhrwerk setzten und abtransportierten. Nur der Pfarrer hielt den Kopf gesenkt und betete. Aber auch von ihm kam kein Wort des Aufbegehrens. Weder gegen die Russen noch gegen die Schimpftiraden der Dorffrauen: Nazihure! Deutsches Flittchen! Arische Schlampe!

Die Jahre in Sibirien waren hart. Weil aber auch den Russen die Schönheit meiner Mutter nicht verborgen blieb, ging's uns bald besser. Zwar waren es nicht fünf Herren, die für unser Aufkommen sorgten. Aber manchmal genügt eben auch ein einzelner. Meine Mutter wurde geheiratet, ich wurde adoptiert und beide erhielten wir neue Namen und ein halbwegs anständiges Zuhause.

Mit jedem Jahr, das ich älter wurde, musste mir die Mutter mehr erzählen über ihre Jugend. Über ihre Jahre als Dienstmagd, über meine Geburt, über meine Väter. Und sie erzählte und erzählte. Immer wieder. Beide hielten wir so unsere Sprache am Leben. Sie erzählte mir

genau die Geschichten, die Sie auf den letzten Seiten lasen. Vom Leben auf dem Mayer-Hof. Vom Leben im Pfarrhaus. Von den Bissen des Hungers. Von den Blicken der Dörfler. Mit sieben etwa schwor ich Rache. Mit zwanzig zog ich los. Quer durch Europa ins Dorf meiner Zeugung. Und zahlte ihnen heim, was sie meiner Mutter, der Wilhelmine Kraxner antaten einst. Und wurde zum Helden, dem die Zeitungen mehr als nur eine Schlagzeile widmeten.